

anstifter

Magazin der Stiftung Liebenau

2 | 2019

Freiheit: geht vor 12

Werkstatt trifft Industrie 24

Pflegelotsen informieren 25



Inhalt

- 3 Editorial
- 27 Impressum
- 28 Spot an: Sona Gabrielyan

Stiftung Liebenau

- 4 Aufsichtsrätin und Lobbyistin
- 5 Spiritueller Impuls
- 6 Neues denken und machen
- 7 kurz und knapp
- 11 Meine Geschichte: Wie geht's Ihnen?

Schwerpunkt: Freiheit: geht vor

- 12 Freiheit und ihre Grenzen
- 14 Kreative Vorsicht gefragt
- 15 Schutz für sich und andere
- 16 Mit Empathie gegen Eskalation
- 17 Gewalt – nein danke!
- 18 Acht Gaben für Mitarbeitende
- 19 Autonomie: aber sicher
- 20 Freiheit hat manchmal Grenzen 

Aus der Praxis

- 22 Praktikum mit Menschen
- 22 Michaela Müller weiß, was sie kann
- 23 Neu: wir mittendrin in der Zeitung 
- 23 Interessiert an regionaler Industrie
- 24 Neu: Informationsstelle zum BTHG
- 24 Dr. Albert-Moll-Haus füllt sich
- 25 Mobiles Teilhabezentrum
- 25 Lebensräume in Königsmoos eröffnet
- 25 Pflegeeltern informieren individuell
- 26 Dr. Barrett wird Chefarzt
- 26 BBW: Absolventen verabschieden sich

Text in Leichter Sprache

Mit dem Anstifter informieren wir regelmäßig über Ereignisse, Themen und Projekte in der Stiftung Liebenau. Dazu verwenden wir personenbezogene Daten. Sie werden mit der nötigen Sorgfalt und unter Beachtung des gesetzlichen Datenschutzes verarbeitet. Für Informationen über die gespeicherten Daten, zur Ergänzung, Korrektur oder Löschung wenden Sie sich bitte an die Redaktion. Weitere Informationen über unsere Datenschutzmaßnahmen finden Sie hier: www.stiftung-liebenau.de/datenschutz.



4

Aufsichtsrätin Dr. Gabriele Nußbaumer ist leidenschaftliche Verfechterin von Inklusion und Teilhabe.



12

Schwerpunkt: Die individuelle Freiheit ist höchstes Gut, braucht aber manchmal Grenzen. Vor allem zum eigenen und fremden Schutz.



24

Das Dr. Albert-Moll-Haus in Tettngang fügt sich in das St. Anna-Quartier und füllt sich mit Leben.



26

Dr. Brian Fergus Barrett übernimmt weitere Aufgaben als Chefarzt in der St. Lukas-Klinik.

Infos online

Themendossier:

Die Digitalisierung erreicht immer mehr Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Sie verlangt Flexibilität und Bereitschaft zur schnellen Veränderung – insbesondere in der Sozialwirtschaft. Wie wir den Wandel gestalten, lesen Sie in unserem Themendossier „Sozial Digital“ unter www.stiftung-liebenau.de/digital

„Anstifter“ als e-book:

www.stiftung-liebenau.de/anstifter

Newsletter „Liebenau inklusiv“

Bestellen Sie den Newsletter „Liebenau inklusiv“ unter www.stiftung-liebenau.de/inklusion



Gefällt mir!

Auf Facebook und Instagram versorgen wir Sie mit Neuigkeiten, Veranstaltungstipps und Wissenswertem aus der Stiftung Liebenau. Einfach reinklicken, liken und teilen. Sie finden uns auf beiden Kanälen über den Suchbegriff „Stiftung Liebenau“.



Wie ist Ihre Meinung?
Die Vorstände der Stiftung Liebenau freuen sich auf Ihre Rückmeldung:
vorstand@stiftung-liebenau.de

Liebe Leserin, lieber Leser,

Konkurrenz war gestern, die Zukunft gehört der Kooperation. Diesen Eindruck bekommt man jedenfalls, wenn man die aktuelle Fachliteratur und die Diskussionen auf Branchentreffen und Kongressen verfolgt. Im sozialen Bereich setzt sich die Erkenntnis durch, dass sich die gesellschaftlichen Herausforderungen nicht im Alleingang meistern lassen. Die älter werdende Gesellschaft, der drohende Fachkräftemangel, der Zerfall familiärer Strukturen und drohende Einsamkeit, aber auch die wachsenden Ansprüche an Inklusion und Teilhabe: Diese Entwicklungen verlangen nach neuen sozialen Konzepten und innovativen Lösungen. Und sie verlangen nach einem vernetzten Vorgehen unterschiedlicher Akteure.

Direkt beobachten lässt sich das zum einen in den vielerorts entstandenen Quartiersprojekten. Gemeinsam gestalten Bürgerinnen und Bürger, Selbsthilfegruppen, soziale Träger, Wohnungsunternehmen und Kommunen ihr unmittelbares Lebensumfeld, es entsteht eine Verantwortungsgemeinschaft, in der sich bürgerschaftliche und professionelle Leistungen zu einem neuen Hilfemix verbinden.

Neuer Kooperationen bedarf es auch, um in der Sozialwirtschaft digitale Technologie nachhaltig und im Sinne der Menschen umzusetzen. Dabei geht es ebenso um die Digitalisierung von Arbeitsprozessen, Organisationsstrukturen und Vertriebswegen für soziale Dienstleistungen wie auch um Wege, Menschen mit Hilfebedarf digitale Teilha-

be zu ermöglichen – und dies auch gegenüber der Politik aufzuzeigen. Dass dem 2018 gegründeten Verband zur Digitalisierung der Sozialwirtschaft (vediso) bereits 32 Träger beigetreten sind, zeigt den hohen Bedarf der Sozialwirtschaft nach kooperativem Vorgehen, nach Vernetzung, Informationsaustausch und Bildung.

Zusätzlich zum Kerngeschäft unserer Tochtergesellschaften haben wir in den vergangenen Jahren die meisten größeren Projekte auf der Basis von Kooperationen realisiert. Das Modellprojekt zur Geriatrischen Notfallversorgung – kurz: GeriNoVe – vereint Partner aus Medizin, Pflege, Wissenschaft und Krankenkassen. Gemeinsam wollen sie herausfinden, wie Senioren in akuten Notfallsituationen geholfen werden kann, wenn das bestehende Hilfe-Netzwerk nicht greift. Im St. Anna-Quartier in Tettngang wiederum schaffen Kommune, Kirchengemeinde, Wohnungswirtschaft und Stiftung Liebenau gemeinsam bezahlbaren Wohnraum in einem inklusiven Quartier.

Kooperation nützt allen Partnern. Aber sie fordert auch: Unterschiedliche Herangehensweisen müssen abgestimmt, gemeinsame Interessen identifiziert, Rollen neu definiert werden. Start-ups treffen auf Verbände, flache auf steile Hierarchien, kreativer Geist auf vorsichtiges Wirtschaften. Wege zur Verständigung zu finden, die Stärken des jeweils anderen zu entdecken und zu nutzen, ist nicht immer leicht. Aber es lohnt sich. Denn nur durch Kooperation entsteht Innovation.

Eine Lobbyistin für „ihre Lüt“

Im Aufsichtsrat der Stiftung Liebenau ist Dr. Gabriele Nussbaumer so etwas wie die „Stimme Österreichs“. In ihrer Heimat, jenseits des Bodensees, kennt man die ehemalige Landtagspräsidentin von Vorarlberg vor allem als Verfechterin von Inklusion und Teilhabe.

Eigentlich sei sie gar nicht der Typ für die Politik gewesen. Gerichtsreporterin wurde sie „nur“ aufgrund eines Ausbildungsstopps für Richter. Selbst das Jurastudium habe sie eher zufällig abgeschlossen. Für eine Frau, die Karriere gemacht hat, klingt das fast etwas halbherzig. Und genau das ist es auch, denn das bestimmende Thema im Leben von Dr. Gabriele Nussbaumer ist weniger die Selbstverwirklichung, sondern der Einsatz für Menschen mit Behinderungen. Dieses Engagement ist tief in ihrer Biografie verwurzelt.

Geboren wird Gabriele Nussbaumer in Lochau, nur eine kurze Tretbootfahrt von der deutschen Grenze entfernt. Dort wächst sie mit vier Geschwistern auf, darunter ein älterer Bruder, der mit einer schweren Behinderung auf die Welt gekommen ist. An eine Einrichtung, die die Familie entlasten könnte, ist im Österreich der späten 50er-Jahre noch nicht zu denken. „Auf der einen Seite bedeutete das für uns große Einschränkungen, was Urlaube und Familienfeste betraf, auf der anderen Seite hatten wir aber auch diesen besonderen Zusammenhalt in der Familie“, erinnert sich Gabriele Nussbaumer. Dass der Umgang für Menschen mit Behinderungen zum „roten Faden“ ihres Lebens werden würde, kann sie da noch nicht ahnen.

Nach der Matura wird Gabriele Nussbaumer Volksschullehrerin, als sich auch ihr eigener Kinderwunsch erfüllt. Bei der Geburt kommt es

jedoch zu Komplikationen. „Aufgrund von Sauerstoffmangel kam mein Sohn Robert mit leichten motorischen und starken intellektuellen Einschränkungen zur Welt“, sagt Gabriele Nussbaumer. Zu dieser Zeit hat sich in Österreich aus dem zivilgesellschaftlichen Engagement bereits die Lebenshilfe entwickelt. Ein Verein, der als Interessenvertretung für Menschen mit Behinderungen agiert, darüber hinaus aber auch unterstützende Dienstleistungen anbietet und Häuser betreibt. „Ich habe mich dann dort engagiert und bin zunächst Obfrau in einer kleinen Einrichtung in Feldkirch geworden“, sagt Nussbaumer. Den Job als Lehrerin gibt sie damals auf. „Bei uns in der Familie war einfach klar: Frauen bleiben bei den Kindern. Das war sehr traditionsbewusst.“

Mit der Geburt ihrer Tochter wird der Wunsch nach einem Ausgleich zur fordernden Haushaltsführung dann aber immer größer. „Jura war meine Profession, das habe ich immer gewusst, also begann ich, nebenher zu studieren. An der Uni hat man mich aber nur zu den Prüfungen gesehen, das ging damals“. Sie promoviert schließlich und beginnt für die Vorarlberger Nachrichten Gerichtsberichte zu schreiben. Ihr Talent, komplizierte Vorgänge in eine verständliche Sprache zu übersetzen, bleibt nicht lange unentdeckt. Die Österreichische Volkspartei fragt an, ob sie für den Vorarlberger Landtag kandidieren wolle. „Meine erste Reaktion: Auf keinen Fall! Dann wurde ich jedoch damit geködert, dass ich für meine Lüt – die Menschen mit Behinderungen – viel mehr erreichen kann, wenn ich an den Schalthebeln sitze.“ Eben jene Schalthebel setzt sie schließlich in Bewegung und reformiert, gemeinsam mit Betroffenen und Trägern, das 40 Jahre alte „Behindertengesetz“ von der Basis her. Als „Chancengesetz“ wird es zu ihrem politischen Vermächtnis. Nach 19 Jahren im Vorarlberger Landtag, davon zwei Jahre als Präsidentin, genießt Gabriele Nussbaumer nun ihre Pension: „Es ist ein unglaublich schönes Gefühl, wenn ich keine Termine habe und am Morgen überlegen kann, was ich jetzt mit dem Tag tue“, sagt sie und klingt dabei alles andere als halbherzig. (dk)





Heute schon gelacht?

von Prälat Michael H. F. Brock

Es gibt viele Unterschiede zwischen Kindern und Erwachsenen. Erwachsene sind selbstständig, oder können es zumindest sein. Kinder sind angewiesen auf Menschen, die es gut mit ihnen meinen. Erwachsene auch, erwidert du. Stimmt. Aber viele kommen auch ohne Angewiesensein aus. Leider. Manche meinen, das mache das Erwachsensein aus. Natürlich ein Irrtum, aber manche meinen es. Kinder können nicht sprechen, nicht, wenn sie auf die Welt kommen. Eine große Herausforderung für uns Erwachsene. Welche Worte werden wir ihnen beibringen? Und in welchem Tonfall werden wir mit ihnen sprechen, den Kindern. Hoffentlich glauben sie uns nicht jedes Wort. Hoffentlich finden sie ihre eigene Sprache, eine liebevolle, verantwortungsvolle zärtliche Sprache. Unsere Kinder werden verhungern, wenn wir Erwachsenen ihnen nichts zu essen geben. Das ist keine Binsenweisheit, das ist bittere Realität jeden Tag. Jeden Tag sterben Kinder des Hungers wegen, und der dummen Worte wegen, mit denen wir uns dafür rechtfertigen, dass es uns bis heute nicht gelungen ist, Menschen wenigstens satt zu bekommen. Es gibt keine Entschuldigung dafür, aber so ist die Welt der Erwachsenen. Wir finden immer wieder Ausflüchte dafür, dass wir es nicht hinbekommen. Ich sage dazu: nicht hinbekommen wollen. Kinder können sich auch nicht selbst beschützen. Nur zu dumm, dass die meisten Erwachsenen das auch nicht können oder wollen: Menschen beschützen. Vielen genügt der Selbstschutz. Nur geht der meist auf Kosten anderer. So, jetzt ist Schluss mit trüben Gedanken.

Kinder lachen. Erwachsene lachen auch. Kinder ungefähr 100 Mal am Tag. Erwachsene bringen es gerade einmal auf 10 Mal. Merken sie was? Je älter wir werden, desto mehr vergeht uns das Lachen. Weil ich es aber wieder haben will, das Lachen, forsche ich nach. Kinder lachen spontan, sie lachen, weil sie lachen wollen. Kinder wollen glücklich sein, instinktiv. Das soll jetzt nicht heißen, dass Erwachsene nicht glücklich sein wollen. Aber augenscheinlich stellen sie sich weit ungeschickter dabei an.

Lachen öffnet, befreit, ist spontan, macht aber auch angreifbar. Und genau das scheint mir ein wesentlicher Punkt. Erwachsene lassen sich nicht gern in die Karten schauen, oder ins Herz, schon gar nicht in ihre Gedanken. Da sind Kinder freigiebiger: Sie lachen spontan, herzlich, unverkrampft. Irgendwie immer mit dem Vertrauen, dass ihre Offenheit nicht benutzt wird, oder ausgenutzt. Lachen ist eine Frage des Vertrauens. Kaum ein Kind, das die Mundwinkel nach unten hängen lässt. Bei meinen ist es noch nicht entschieden, der rechte hängt ein wenig tiefer als der linke. Kein Wunder, die linke Seite ist ja auch die Herzseite. Und Lachen kommt vom Herzen. Ich gebe es noch nicht auf. An manchen Tagen komme ich schon auf über zwanzig Mal Lachen. Immerhin. Und wie steht es bei Ihnen? Werdet wie die Kinder, heißt es. Nun denn: ein paar Mal mehr Vertrauen, einige Worte der Zuneigung, und das jeden Tag. Das wäre was. Wir würden das Lachen wieder lernen und das Vertrauen.

Neues denken und machen

Labor für Problemlagen im sozialen Bereich

Wie kommt das Neue in die Welt? Damit haben sich bereits unzählige Menschen beschäftigt. Einen Rahmen für den sozialen Bereich bietet seit rund zwei Jahren das „Labor für soziales Unternehmertum“ kurz INTRA Lab genannt. Ziel ist, tragfähige Geschäftsmodelle für Problemlagen im sozialen Bereich zu entwickeln. Gefördert wird das Projekt aus Mitteln des Hessischen Ministerium für Soziales und Integration und der Europäischen Union. Fördernde Partner sind neben der Stiftung Liebenau die Diakonie Hessen und die Diakonie Neuendettelsau.

Das Besondere am INTRA Lab ist die Arbeitsform: Einzelpersonen oder Tandems aus verschiedenen Unternehmen absolvieren gemeinsam insgesamt sechs Workshops innerhalb eines guten halben Jahres. Es findet eine Bedarfs- und Marktanalyse statt, die Idee wird entwickelt. Dann werden Prototypen getestet. Schließlich wird ein Geschäftsmodell daraus abgeleitet, das sowohl Finanzierungsfragen als auch mögliche Kooperationen sowie vorhandene Ressourcen berücksichtigt. Ein Workshop-Thema ist letztlich auch die Überzeugung von Stakeholdern. Design thinking und das CANVAS Business Generation Model von Osterwalder und Pigneur sind die zentralen Methoden beim INTRA Lab.

Die Stiftung Liebenau hat bereits zum zweiten Mal ein Tandem entsandt. Für den Zeitraum von April bis November 2018 nahmen aus dem Berufsbildungswerk Adolf Aich Ravensburg der Abteilungsleiter für den Wohnbereich Wolfgang Dreyer und die Jugend- und Heimerzieherin E. Kamala Maurer teil. Sie haben im INTRA Lab eine neue Betreuungsform für so genannte Systemherausforderer innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe entwickelt. Als Systemherausforderer, auch „Systemsprenger“ genannt, werden junge Menschen bezeichnet, die Institutionen und Fachkräfte durch ihr Verhalten an ihre Grenzen bringen. Oft haben sie eine Bindungsstörung und verweigern die Schule. Auch klassischen Betreuungsangeboten entziehen sie sich. Überlegungen, wie diesen Jugendlichen gut geholfen werden kann, gab es im Berufsbildungswerk bereits seit geraumer Zeit. Das im Rahmen des INTRA Lab ent-

wickelte Projekt „DWG Gartenstraße (6+2)“ bot nun die Gelegenheit für eine intensivere Beschäftigung mit einem Lösungsansatz. 6+2 bedeutet, dass zwei Systemherausforderer in eine bestehende funktionierende Wohngruppe mit stabilen Jugendlichen integriert werden. Wiedereingliederung durch eine geregelte Tagesstruktur und bessere Zukunftsperspektiven für diese Menschen sind das Ziel.

Und so lief es: Das Landesjugendamt bewilligt das Konzept. Das Team wird festgelegt und zum 1. September 2018 geht das Projekt an den Start. Organisatorisch ist zu diesem Zeitpunkt allerdings nur eine Gewichtung von 4+4 möglich. Schnell stellt sich heraus, dass dies eine schwierige Ausgangslage ist. Das Personal war zwar sorgfältig ausgewählt worden – belastbar, angstfrei und eher wenig intuitiv agierend – dennoch gibt es große Probleme. „Die Begleitung durch INTRA Lab war in dieser Situation sehr wichtig und hat geholfen, unsere konkrete Situation strukturell und personell zu reflektieren“, fasst Dreyer zusammen. Die Arbeitsweise dort habe neue Horizonte eröffnet. „Und wir haben festgestellt, dass solch innovative Projekte wohl einen geschützten Rahmen brauchen“, so Maurers Fazit. (sdg)



Präsentation des INTRA Lab-Projektes in Liebenau: (von links) Dr. Markus Nachbaur, das Tandem aus dem Berufsbildungswerk E. Kamala Maurer und Wolfgang Dreyer, Geschäftsführer Herbert Lüttke und Johanna Langkrär von der Akademie Schloss Liebenau, die die Schnittstelle der Stiftung Liebenau zu INTRA Lab bildet.

Bürgermeister diskutieren über Kirche und Kommune



Wie können Kirche und Kommune in der Gemeindeentwicklung gut zusammenarbeiten? Wie können soziale Organisationen hier mit ihrer Expertise unterstützen? Dies waren nur zwei der Fragestellungen, die in diesem Jahr beim regelmäßigen Bürgermeisterfachtag in der Stiftung Liebenau diskutiert wurden. Geladen waren neben den Bürgermeistern der Region, auch zwei hochkarätige Redner.

Roger Kehle, Präsident des Gemeindetags Baden-Württemberg (Bild) verwies insbesondere auf die Probleme, die die seit neun Jahren andauernde Hochkonjunktur mit sich bringe. So fehle es oft an nötigen Flächen für neue Infrastruktur: Straßen, Wohngebiete, Schienennetze oder Glasfaserkabel. Probleme, die der freie Wettbewerb nicht zu lösen vermag, schlagen bei der Kommune wieder auf. Darin sieht er jedoch auch eine Chance für Kooperationen: „Gemeinden und Kirche sind gebo-rene Partner, die für Heimat und Werte einstehen.“

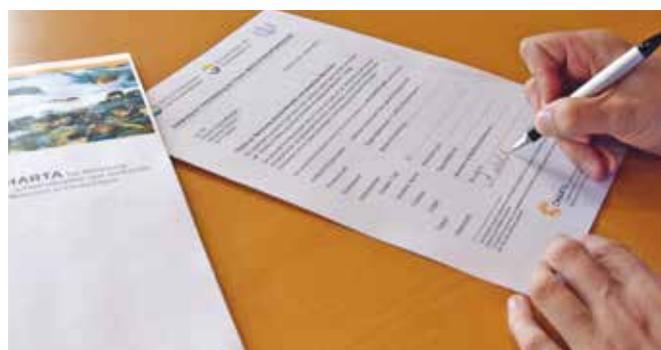
Um neue Formen sozialer Infrastruktur ging es Weihbischof Matthäus Karrer, Leiter der Hauptabteilung Pastorale Konzeption im Bischöflichen Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart. „Unser bewährtes Bild der Pfarrfamilie, in die sich alle Gesellschaftsteile integrieren lassen, passt nicht mehr“, erläuterte er. Die Kirche, insbesondere in den Gemeinden, müsse sich auf einen Partizipationsprozess einlassen. „Statt uns abzugrenzen, gilt es zu schauen, wo wir mit denen, die ähnliche Ziele haben, gemeinsam einen Mehrwert für die Gesellschaft schaffen können.“ Sein Beispiel: ein pastoraler Streetworker, der in einem Böblinger Neubaugebiet Ansprechpartner für Menschen aus 100 Nationen ist. Ökumenische Projekte hingen aber immer vom ehrenamtlichen Engagement ab.

Ja zu würdevollem Sterben

Die Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland setzt sich für Menschen ein, die aufgrund einer fortschreitenden, lebensbegrenzenden Erkrankung mit Sterben und Tod konfrontiert sind. Mit ihrer Unterschrift verpflichtet sich die Stiftung Liebenau, die Ziele der Charta zu verfolgen und die damit verbundenen Anforderungen umzusetzen.

„In allen unseren Einrichtungen ist für uns die ganzheitliche Palliativversorgung schwerkranker Bewohnerinnen und Bewohner bedeutend“, so Dr. Alexander Lahl, Geschäftsführer der Stiftung Liebenau Pflege und Lebensräume. „Die Ganzheitlichkeit fängt bei uns mit der Information und persönlichen Beratung der Bewohnerinnen und Bewohner sowie ihrer Angehörigen an und setzt sich in der individuellen Umsetzung des Gewünschten fort. Darüber hinaus legen wir großen Wert auf die regelmäßige Fort- und Weiterbildung unserer Mitarbeitenden“, betont Lahl.

In fünf Leitsätzen formuliert die Charta Aufgaben, Ziele und Handlungsbedarfe, um die Betreuung schwerstkranker und



sterbender Menschen zu verbessern. Der zentrale Leitsatz der Charta beschreibt das Recht eines jeden Menschen auf ein Sterben unter würdigen Bedingungen. Ziel ist es, allen Menschen, die einer hospizlich-palliativen Betreuung bedürfen, hierzu auch einen Zugang zu ermöglichen.

Entscheidenden Einfluss auf ein Sterben in Würde haben gesellschaftliche Wertvorstellungen und soziale Gegebenheiten, die sich auch in juristischen Regelungen widerspiegeln.

Ehrenamt: Soziales mitgestalten



Viele Ehrenamtliche wirken bei der Stiftung Liebenau mit, um die Teilhabe von Menschen mit Hilfebedarf noch individueller zu gestalten. Genau darüber informierten die Mitarbeiter zahlreiche Besucher am Messestand bei der Ehrenamtsmesse in der Oberschwabenhalle Ravensburg.

„Ich möchte mich gerne engagieren, aber ich weiß nicht wie.“ Viele Bürger nutzten die Messe, um sich zu informieren.

Schüler und Studierende etwa wollen sich nicht auf lange Zeit verpflichten. Umso interessanter fanden sie die inklusiven Freizeit- und Ferienangebote, die von Freiwilligen begleitet werden müssen, um die Kinder und Jugendlichen einzeln und so individuell wie möglich betreuen zu können. Andere hatten ganz konkrete Anliegen: „Ich habe einen Hund und würde gerne mit Menschen mit Hilfebedarf spazieren gehen.“ Kein Problem für die Stiftung Liebenau. „Wir entwickeln auch gerne gemeinsame Angebote mit interessierten Ehrenamtlichen“, bestätigte Harald Enderle vom Quartier Galgenhalde. Andere fragten: „Kann ich das?“ Andreas Liehner von der Liebenau Teilhabe erklärte: „Sie haben immer einen festen Ansprechpartner.“ Eine qualifizierte Fachkraft begleitet die ehrenamtlichen Betreuungsangebote.

Die „Paten“ vom Kinderhospizdienst Amalie schätzen besonders die internen Fortbildungen, die von der Stiftung Liebenau für freiwillig Engagierte angeboten werden, sie erzählten von Teamfindungen und von empathischer Begleitung besonders in Grenzsituationen. Bereut? Nein, bereut hätten sie ihre Entscheidung nie: „Wenn wir eine Auszeit brauchen, ist das jederzeit möglich“, bestätigten sie.

Leben in Vielfalt

Spatenstich für einen inklusiven Quartierstreff mit Arztpraxis: Damit realisiert die Stiftung Liebenau in enger Zusammenarbeit mit der Gemeinde Amtzell im Rahmen der Dezentralisierung ein wohnortnahes Angebot für Menschen mit Behinderungen. Im Grünenweg entstehen bis zum Spätsommer 2020 18 Wohnplätze für Menschen mit unterschiedlichem Unterstützungsbedarf. Sie werden in dem dreigeschossigen Haus in drei Wohnungen und zwei Einzel-Appartements leben und

eine verlässliche Betreuungsstruktur erhalten. Gleichzeitig werden durch eine Arztpraxis und ein Quartierstreff auch viele Begegnungen ermöglicht.

Die Amtzeller Familie Rogg hatte das begehrte Sahnestück erst verkauft, als klar war, dass die Stiftung Liebenau dort ein Haus für Menschen mit Behinderungen baut, die dadurch in der Gemeinde leben können. Sie selbst haben eine Tochter mit Behinderung, die sie in Zukunft heimatnah betreut wissen.



Generalistik als Chance

Wenn 2020 die generalistische Pflegeausbildung kommt, wird das Berufsbild Pflege aufgewertet. Davon ist die Stiftung Liebenau überzeugt. Fachleute der Altenhilfe informierten sich Anfang April über Inhalte und Rahmenbedingungen. Die neue dreijährige generalistische Pflegeausbildung wird auch in anderen EU-Mitgliedstaaten automatisch anerkannt.

*Mein Herz
schlägt
für ältere
Menschen.
Mein Ohr
ist am Puls
der Zeit.*



Die Stiftung Liebenau sucht für ihre Häuser der Pflege in den Landkreisen Bodensee und Ravensburg:

Pflegeschlüsselkräfte (m/w/d)

ab sofort in Voll- und Teilzeit

Auszubildende zum/zur Altenpfleger/-in (m/w/d)

In unserer Mitte – Der Mensch. Unser Leitwort gilt für die Menschen, die wir betreuen, und für unsere Mitarbeitenden. Wir stehen für hohe Fachkompetenz, beste Entwicklungs- und Fortbildungsangebote, größtmögliche Flexibilität in der Arbeitszeitgestaltung und faire Bezahlung.

Mehr unter: www.stiftung-liebenau.de/jobs-pflege

Stiftung
Liebenau 

Neu auf dem Buchmarkt

Der Titel „Von Amok bis Zwang“ steht für mehr als 1200 Druckseiten, auf denen Prof. Dr. Volker Faust über 100 psychiatrisch-neurologische Krankheitsbilder beschreibt. Vor kurzem ist der fünfte Band der Reihe erschienen. Darin legt der Autor, Facharzt für Neurologie, Psychiatrie und Psychotherapie und langjähriges Aufsichtsratsmitglied der Stiftung Liebenau, einen Schwerpunkt auf seltene Erkrankungen, darunter aktuelle Krankheitsbilder wie chronische Müdigkeit, Essstörungen oder auch die Prokrastination. Das altbekannte Leiden, im Volksmund „Aufschieberitis“ genannt, hat erst in jüngerer Zeit eine wissenschaftliche Aufarbeitung bekommen. Ergänzt werden die Ausführungen durch gesellschaftlich besonders relevante Themen wie Demenz oder auch die psychosozialen Folgen des Klimawandels. Dem Autor gelingt es erneut, der wachsenden Belastung durch psychische Störungen fachlich fundiert und allgemeinverständlich zu begegnen. Eine interessante Lektüre und ein praktisches Nachschlagewerk – nicht nur für Fachleute.

Das Buch ist erschienen bei ecomed Medizin und erhältlich über den Buchhandel, zum Beispiel über das Liebenauer Landleben. ISBN 978-3-609-10551-2

Was haben Sozialunternehmen mit Ethik zu tun? Dieser Frage geht die Essay-Sammlung „Ethik in Einrichtungen der Sozialen Arbeit“ nach. Herausgeber ist der Kooperationskreis Ethik, in dem die Stiftung Liebenau mit anderen Unternehmen der Sozialen Arbeit zusammenarbeitet. Das Buch bietet einen Einblick in die praktische Ethikarbeit der Partnerunternehmen. Die Themen reichen von der Darstellung praktischer Instrumente, zum Beispiel Ethische Fallbesprechungen als konkrete Handreichung für Mitarbeiter in schwierigen Entscheidungssituationen, bis zur Auseinandersetzung mit neuen pflegeethischen Ansätzen. Deutlich wird: Ethische Fragen haben eine hohe Relevanz für soziale Unternehmen, geht es doch um grundsätzliche Werthaltungen und um eine verantwortliche Gestaltung von Pflege- und Betreuungssettings ebenso wie von individuellen Beziehungen.

Kooperationskreis Ethik (Hg.): Ethik in Einrichtungen der Sozialen Arbeit. Lambertus-Verlag. ISBN 978-3-7841-3125-2. Erhältlich auch im Liebenauer Landleben.



Liebenauer Sommerfest

Die Stiftung Liebenau lädt alle Bewohnerinnen und Bewohner, Angehörige und Mitarbeitende recht herzlich ein.

Auch in diesem Jahr ist wieder ein abwechslungsreiches Programm geboten. Wir freuen uns auf Ihr Kommen.

Samstag, 13. Juli 2019

9.00 – 17.00 Uhr Gartentrödelei
10.30 – 17.00 Uhr Fußballturnier

Sonntag, 14. Juli 2019

10.00 Uhr Gottesdienst
11.00 – 17.00 Uhr Sommerfest

In unserer Mitte – Der Mensch

www.stiftung-liebenau.de



Stiftung
Liebenau 

Termine

29. Juni 2019

GerinoVe - Tag der offenen Tür

Weingarten

5. Juli 2019

Fachtag Ethik

Stuttgart- Hohenheim

21. September 2019

Folkpop Frühstück

Ravensburg

29. Juni 2019

Ortsfest

Rosenharz

13. Juli 2019

Fußballturnier und Gartentrödelei

Liebenau

29. September 2019

BBW-Open

Ravensburg

30. Juni 2019

„Chormusik vom Feinsten“

Liebenau

14. Juli 2019

Liebenauer Sommerfest

Liebenau

20. Oktober 2019

Chansons „Three times a Lady“

Liebenau

Näheres erfahren Sie unter: www.stiftung-liebenau.de/aktuelles/termine

„Wie geht es Ihnen?“

Rituale geben dem Alltag Struktur, schaffen einen Übergang zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Tag und Nacht und zwischen verschiedenen Tätigkeiten. Für unsere Serie haben wir Eleonora Kummerow gefragt. Sie ist Hauswirtschaftsleiterin im Haus St. Raphael in Oberteuringen.

„Rituale habe ich nicht“, sagt sie. Zunächst. Doch dann fällt ihr vieles ein, was sie regelmäßig macht. Eigentlich täglich. Jeden Abend beispielsweise nimmt sie sich die Zeit, um den Tag Revue passieren zu lassen. Sie geht spazieren. Überlegt sich, wie der Tag war. Was war gut, was war nicht so gut. „Meine Oma hat immer gesagt: ‚Sei dankbar für das Gute!‘, das hat mich sehr geprägt.“ Die abendliche Reflektion hilft beim Loslassen. Die Schrittzahl, die sie an ihrer Uhr ablesen kann,

ist ein Gradmesser für die Zeit, die ein Thema braucht. Manchmal braucht sie mehr, manchmal weniger Schritte. Manchmal schreibt Eleonora Kummerow auch etwas auf. In ihr „Freundebuch“. Die Idee entstand, als sie sich mit einer guten Freundin berufsbedingt nicht mehr so oft sehen konnte. Seither schreiben beide auf, was sie einander gern erzählen würden. Das Aufschreiben erfüllt zwei Zwecke: Den Tag abzugeben und beim nächsten Treffen mit der Freundin daraus vorlesen zu können.

Im Beruf selbst hat Eleonora Kummerow auch ein Ritual, was ihr zunächst nicht als solches bewusst war. Sie fragt ihre Mitarbeiterinnen: „Wie geht es Ihnen?“ Jede einzeln, wenn sie einer von ihnen bei der Arbeit begegnet oder auf dem Gang. Eigentlich eine ganz banale Frage. Für Kummerow ist sie allerdings keine Floskel. Sie möchte wissen, was die Mitarbeiterin in diesem Moment braucht, ob sie vielleicht Unterstützung benötigt. „Ich bin dann ganz bei ihr, wenn ich sie direkt bei ihrer Arbeit frage.“ Es ist für sie auch ein Stimmungsbarometer. Einmal,

am Anfang ihrer Tätigkeit im Haus St. Raphael, das im November 2017 eröffnet wurde, hatte sie, die alle Mitarbeiterinnen sieht, ein Schlüsselerlebnis, das auch für das Team prägend wurde: Eleonora Kummerow fragte eine ihrer Mitarbeiterinnen, wie es ihr ginge, und hörte von ihr „Gut.“ Später erfuhr sie beiläufig über ein Gespräch mit deren Kolleginnen, dass es einen akuten Krankheitsfall ihrer Familie gibt und die Mitarbeiterin deswegen in Sorge war. Kummerow ging dann nochmals auf sie zu und sprach sie darauf an. Die Mitarbeiterin war irritiert, denn sie war es wie viele nicht gewohnt, die Frage ernst zu nehmen. Kummerow fragte sie dann, ob sie etwas für sie tun könne, um sie in der Situation zu unterstützen. Seither hört sie auf ihre Frage, fast nie einfach nur: „Gut“. Ihr Team weiß inzwischen, dass sie die Frage ernst meint. „Ich beobachte, dass ein persönliches Gespräch allen guttut. Ich möchte damit auch die Zufriedenheit und Motivation in meinem Team fördern.“ Es sei zwar manchmal ein Spagat zwischen Beruflichem und Privatem. „Aber letztlich erlebe ich, dass mein Team mit mir durch dick und dünn geht“, stellt Kummerow fest. (sdg)





Über die Freiheit und ihre Grenzen

Freiheitsentziehende Maßnahmen in ethischer Bewertung

Ein Leben in Autonomie und Selbstbestimmung: Das möchte die Stiftung Liebenau mit ihrer Arbeit den von ihr betreuten Menschen ermöglichen. Das klingt allerdings einfacher, als es ist. Körperliche, geistige oder seelische Einschränkungen können die freie Lebensgestaltung begrenzen. Hinzu kommen institutionelle und soziale Grenzen.

Im Ethikkomitee der Stiftung Liebenau hat man sich mit der Freiheit und ihren Einschränkungen beschäftigt.

Bernhard Preusche, Geschäftsführer des Ethikkomitees, erläutert.

Stellen Sie sich vor: Eine junge Frau im Alter von 16 Jahren wird an Händen und Füßen gepackt, jemand hält den Kopf und einer gibt Anweisungen. Die Jugendliche wehrt sich heftig gegen die weißen Fixiergurte. Sie hört das Klicken der Verschlüsse. Eine Sitzwache wird eingeteilt. Die junge Frau kommt nicht zur Ruhe.

Das ist ein drastisches Bild. In der Realität sind solche Situationen sehr selten – zum Glück. Aber es macht deutlich, worum es bei dem Thema Freiheit und Zwang beziehungsweise Freiheitsentziehende Maßnahmen (FEM) geht. Sie sind enorm belastend, vor allem natürlich für denjenigen, der in seiner Freiheit begrenzt wird. Aber auch für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind sie eine Herausforderung – in physisch-psy-

chischer und besonders in moralischer Hinsicht. Warum ist das so? Weil die Freiheit, der freie Willen, einer der höchsten Werte für uns ist. Körperliche und geistige Freiheit sind untrennbar. Bei FEM wird jemand häufig durch mechanische Vorrichtungen in der Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Das bedeutet, er oder sie hat nicht mehr die Möglichkeit, dahin zu gehen oder sich da zu berühren, wo er oder sie will. So wird nicht nur Bewegung, sondern auch die Selbstbestimmung eingeschränkt. In einigen Fällen sind selbst die Gedanken nicht mehr frei, wenn Psychopharmaka als Freiheitsentziehende Maßnahme angewendet werden. Deshalb müssen FEM hohe Hürden der Rechtfertigung überwinden, bevor sie genehmigt werden (siehe auch S. 14).

Auch in den Einrichtungen der Stiftung Liebenau werden FEM nur nach genauer Prüfung und guter Begründung eingesetzt, so das Ergebnis einer Umfrage des Ethikkomitees. FEM sind hier vor allem verschlossene Wohngruppentüren, Zimmertüren, Bettgitter und Bauchgurte im Rollstuhl. Manchmal wird auch der Time-out angewandt, ein besonderer Raum, in dem die betroffene Person von Außenreizen abgeschirmt ist. Manche Personen werden durch eine Pflegedecke am Aufstehen gehindert oder durch spezielle Kleidung eingeschränkt, etwa durch spezielle Overalls, Armschienen, Handschuhe und Helme. Im Ethikkomitee bezeichnen wir sie als niederschwellige FEM. Sie ermöglichen zwar die Fortbewegung, verhindern aber Berührungen oder Bewegungen. Begründet werden alle FEM damit, dass sie dem Wohl der betroffenen Person dienen. Auch sozial orientierte Gründe spielen eine Rolle, wenn Mitbewohnerinnen und Mitbewohner geschützt werden müssen. An letzter Stelle stehen personal- und organisationsorientierte Gründe. Den meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist klar, dass eine Eins-zu-Eins-Betreuung zwar oft wünschenswert wäre, angesichts der vorgegebenen Personalschlüssel aber keine Möglichkeit dazu besteht.

Die Entscheidung, ob eine FEM gerechtfertigt ist, ist nicht einfach. Will man ethische Kriterien dafür festlegen, muss man zunächst den Begriff der Freiheit definieren. Frei nach der Definition des Deutschen Ethikrates könnte man sagen: Freiverantwortliches Handeln basiert auf Wissen, Wollen und Wählen-Können. Weiß ich, welche Folgen und Neben-Folgen meine Handlung hat? Will ich diese Folgen oder nehme ich sie zumindest in Kauf? Und habe ich grundsätzlich eine Wahl zwischen realen Handlungsalternativen? Natürlich denken wir nur selten so differenziert über unser Handeln nach, entscheiden unreflektiert oder gar reflexhaft. Vor allem bei Menschen mit geistigen Einschränkungen ist nicht zu erkennen, ob jemand in diesem Sinne autonom handelt. Dann muss eine dritte Person den Willen desjenigen bestimmen.

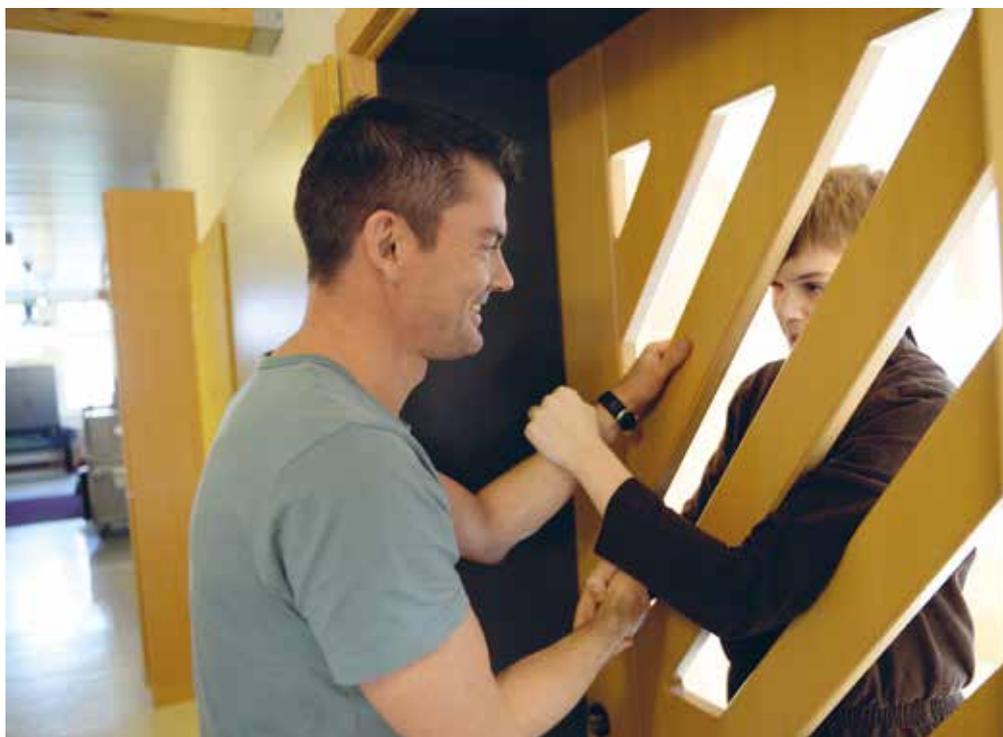
Nach dieser Definition lässt sich für FEM sagen: Wenn eine Person unzweifelhaft autonom im oben erläuterten Sinne handelt, sind FEM nicht gerechtfertigt. Denn diese Person weiß und wählt bewusst eine bestimmte Handlung. Wenn aber eine Person nicht in der Lage ist, autonome Entscheidungen zu treffen,

oder in Bezug auf eine konkrete Entscheidung begründete Zweifel an der Freiverantwortlichkeit bestehen, dann lassen sich FEM rechtfertigen. Allerdings nur, wenn eine solche Freiheitseinschränkung in ihrer Intensität, Dauer und Reversibilität (etwa auf Probe) notwendig, verhältnismäßig und effektiv ist und ihr Nutzen die Nachteile für den Betroffenen deutlich übersteigt. Dabei geht es nicht nur um das zukünftige, sondern auch das aktuelle Wohl des Betroffenen. In den Abwägungsprozess sollten die Betroffenen möglichst miteinbezogen werden. Auch wenn die betroffene Person in der aktuellen Situation ihren Willen nicht äußern kann, sollen sich die Verantwortlichen die Frage stellen, ob sie die ergriffenen Maßnahmen in absehbarer Zukunft tatsächlich billigen kann.

Betroffene in Prozess einbeziehen

Diese ethischen Kriterien können natürlich nur zur Orientierung dienen. Im Sinne einer „konkreten Ethik“ helfen sie, noch sensibler mit der Entscheidung über FEM umzugehen. Dennoch: In einer aktuellen Situation müssen die Mitarbeitenden immer konkret abwägen. Und trotz guter Begründung bleibt manchmal ein Unbehagen – oder gar das Gefühl von Ohnmacht, wenn FEM als letztes therapeutisches Mittel scheitern. Dann brauchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Entlastung ihres Verantwortungsgefühls.

Als Ethiker kenne ich den Grundsatz, dass eine Pflicht zu helfen nur dort besteht, wo es dem Einzelnen möglich ist, die entsprechende Hilfe auch zu leisten. Betreuung, Begleitung und Pflege bedeutet Arbeit mit anderen Menschen. Der und die Andere entzieht sich einem gänzlichen Zugriff von außen. Kein Mensch kann deshalb ganz und gar für andere verantwortlich sein. (bp)



Kreative Vorsicht ist gefragt

Erfahrungen einer Betreuungsrichterin

Freiheitseinschränkende Maßnahmen (FEM) bedürfen einer Genehmigung durch das Betreuungsgericht. Sigrid Scharpf hatte als Richterin am Betreuungsgericht Ravensburg über viele FEM-Anträge zu entscheiden, bis sie im vergangenen Sommer in Pension ging. Für den Anstifter hat sie die Rechtslage erläutert und ihre langjährigen Erfahrungen beschrieben.

„In Deutschland ist die Freiheit des Menschen in bemerkenswerter Weise geschützt“, sagt Sigrid Scharpf. Das Grundgesetz garantiert das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, auf Leben, auf körperliche Unversehrtheit und schützt die Freiheit der Person, womit auch die Bewegungsfreiheit gemeint ist. Sie darf nur durch ein Gesetz eingeschränkt werden. Im Betreuungsrecht kommen zwei Gesetze zum Tragen: Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) und das Psychisch-Kranken-Hilfe-Gesetz (PsychKHG), wie es in Baden-Württemberg heißt (siehe Kasten).

Eine Unterbringung und Behandlung in der Psychiatrie gegen den Willen der Betroffenen oder eine FEM muss „sehr zeitnah“ beim Betreuungsgericht beantragt werden. Dabei müssen die Antragsteller begründen, dass die Maßnahme nach den Vorgaben des Gesetzes notwendig und für den Betroffenen unverzichtbar ist und nicht durch mildere Maßnahmen vermieden werden kann. Auch eine ärztliche Stellungnahme muss vorgelegt werden. Das sind hohe formale Auflagen und für Ärzte und Betreuer nicht leicht zu erfüllen. Sigrid Scharpf sieht die Berechtigung allerdings auch in der Prävention: „Um den formalen Aufwand zu vermeiden, klopfen die Verantwortlichen zunächst alle anderen Möglichkeiten ab, wie man der Gefährdungssituation begegnen könnte.“ Insofern rege der Gesetzgeber an zum Nachdenken, zu Vorsicht und Kreativität.

Alternativen zu FEM hat die Initiative „Werdenfelser Weg“ aufgezeigt. Die Initiatoren – Fachleute aus Gerichten und Jugendämtern – setzen sich seit 2010 bundesweit dafür ein,

den Einsatz von Bauchgurten oder anderen freiheitsentziehenden Maßnahmen zu reduzieren. Immer mehr Einrichtungen beschreiten diesen Weg, schaffen zum Beispiel Niederflurbetten an, die Senioren vor Verletzungen beim Verlassen des Bettes schützen und damit Bettgitter überflüssig machen. „Fixierungen mit Gurten gibt es seither so gut wie nicht mehr“, weiß Sigrid Scharpf. „Man hat bemerkt, dass Fixierungen nicht nur Bewegung einschränken, sondern auch Nebenwirkungen haben. Zum Beispiel können sie Depressionen auslösen und den Muskelabbau beschleunigen.“

Die meisten Anträge, die der Richterin a. D. vorgelegt wurden, bezogen sich auf eine geschlossene Unterbringung rund um die Uhr oder einen wiederholten Einschluss oder ein Timeout, also die weitgehende Abschirmung von Außenreizen. Vor der Entscheidung sah sie sich die Situation vor Ort an. Und dann galt es abzuwägen: zwischen dem Freiheitsrecht und der Menschenwürde des Betroffenen auf der einen Seite und der Handlung, die seinem Schutz dienen sollte, und ihren Nachteilen auf der anderen. Hat sie auch Anträge abgelehnt? Nicht sehr häufig, meint sie. Und wenn, habe man in der Regel gemeinsam nach einer Lösung gesucht. „Ich habe sehr gut funktionierende Einrichtungen erlebt, die FEM nur in begründeten Fällen beantragt haben.“

Auf die Frage nach einem Beispiel fällt ihr ein junger Mann mit Autismus und einer schweren Zwangsstörung ein. Der habe immer einen Baustein fortgeworfen und sei ihm dann hinterhergesprungen. „Er wäre seinem Baustein auch durchs Fenster hinterhergesprungen.“ Die Betreuer hätten den jungen Mann keine Sekunde aus den Augen lassen können. „Da war das Schutzinteresse augenfällig“, sagt sie. (hr)

Gesetzliche Grundlagen

§ 1906 BGB: Eine FEM ist nur erlaubt, wenn sie zum Wohl des Betreuten erforderlich ist, weil auf Grund einer psychischen Krankheit oder geistigen oder seelischen Behinderung die Gefahr besteht, dass er sich selbst tötet oder erheblichen gesundheitlichen Schaden zufügt.

§ 13 Absatz 3 PsychKHG: Unterbringungsbedürftig ist, „wer infolge einer psychischen Störung (...) sein Leben oder seine Gesundheit erheblich gefährdet oder eine erhebliche gegenwärtige Gefahr für Rechtsgüter anderer darstellt, wenn die Gefährdung oder Gefahr nicht auf andere Weise abgewendet werden kann.“



Schutz für sich und andere

Freiheitseinschränkende Maßnahmen (FEM) aus fachärztlicher Sicht

Die Freiheit eines Menschen ist ein hohes Gut. Seine Sicherheit ebenfalls. Beides muss sorgfältig abgewogen werden, wenn es um Freiheitseinschränkende Maßnahmen (FEM) geht. Sebastian Schlaich, Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Geschäftsführer der Liebenau Kliniken, befasst sich als Gutachter häufig mit der Frage, in welchen Fällen FEM eingesetzt werden dürfen.



Wann sind Freiheitseinschränkende Maßnahmen sinnvoll oder sogar notwendig? Meist handelt es sich um Schutzmaßnahmen. Ein Beispiel ist ein 15-jähriger Jugendlicher mit einer frühkindlich-autistischen Störung und kognitiven Einschränkungen. Sein Verhalten ist oft zwanghaft, er braucht ritualisierte Abläufe. Wenn diese Rituale unterbrochen werden – und sei es nur fürs Zähneputzen – kann es passieren, dass er in Erregung gerät. In seinem Erregungszustand verliert er dann die Kontrolle über sein Verhalten. Einige tendieren dann zu erheblichen Aggressionen gegen sich selbst, andere rennen blindlings davon. Unbegleitet kann aufgrund einer mangelnden Orientierung und der mangelnden Verkehrssicherheit eine vitale Bedrohung entstehen.

Was sind die häufigsten FEM, die in einem solchen Fall ergriffen werden? Der Patient sollte, um sich zu beruhigen, in einer

solchen Situation ruhig, aber klar in sein Zimmer begleitet werden. In ihrer Erregung bleiben aber manche nicht im Zimmer. Dann ist es notwendig, die Türe, zumindest aber die Wohngruppentüre abzuschließen.

Welche Kriterien müssen dazu erfüllt sein? Man muss bedenken, dass sich viele Menschen mit einer geistigen Behinderung auf dem Entwicklungsstand von Kleinkindern befinden und genauso geschützt werden müssen, ohne sie dabei wie Kleinkinder zu behandeln. Entscheidend für FEM ist, dass der Betroffene aufgrund seiner Behinderung kein Gefährdungsbewusstsein hat, sich zum Beispiel nicht verkehrssicher verhalten und sich aufgrund seiner sprachlichen Defizite keine adäquate Hilfe verschaffen kann.

Solche Maßnahmen werden in der konkreten Situation ergriffen. Da können die Betreuer nicht erst einen Richter fragen... Deshalb muss schon im Vorfeld von den Eltern, beziehungsweise gesetzlichen Betreuern ein Antrag auf FEM gestellt werden – wenn beispielsweise ein Patient, der zu Erregungszuständen neigt, neu in eine Wohngruppe aufgenommen wird. Es muss genau definiert werden, warum und welche FEM bei Bedarf ergriffen werden. Ein Richter schaltet einen Verfahrenspfleger ein, fordert ein fachärztliches Sachverständigenutachten an

und entscheidet dann über den Antrag. Dieser Beschluss ist in der Regel auf ein halbes bis ganzes Jahr befristet. Die Mitarbeiter der Wohngruppe müssen jede einzeln notwendig werdende FEM gewissenhaft dokumentieren.

FEM stehen häufig in der Kritik. Wie reagieren Sie darauf? Die Kritik kann ich verstehen, weil es hier um die Freiheit eines Menschen geht. Aber ich sehe auch, welche schrecklichen Folgen es haben könnte, wenn wir die Betroffenen nicht schützen. Wichtig ist, dass das Ganze durch Richter und Ärzte gut begleitet und überwacht ist, damit es nicht zu Willkür kommt. Neben einer guten Dokumentation ist eine schützende und fürsorgliche Haltung bei der Anwendung der Maßnahmen unabdingbar. Die jetzigen Regelungen, die seit einigen Jahren gelten, halte ich für sehr gut. Sie schützen neben den Betroffenen auch die Mitarbeiter der Einrichtungen in ihrem Handeln. (rue)

Mit Empathie gegen die Eskalation

Gezielte Strategien und ein „Methodenkoffer“ helfen, Konflikte zu vermeiden

„Natürlich eskaliert es auch mal bei mir, ich bin ja kein Hexenmeister.“ Nein, mit Zaubersprüchen kommt Conny Gerson bei ihren Schülern nicht weiter. Seit 2014 ist sie Schulsozialarbeiterin an der Don-Bosco-Schule und fungiert als Ansprechpartnerin und Coach für Schüler und Lehrkräfte.

Die Kinder und Jugendlichen, die auf dem Hegenberg die Schulbank drücken, haben einen „sonderpädagogischen Förderbedarf“, was für Laien ziemlich abstrakt klingt. „Unsere Schüler sind oft emotional traumatisiert und haben soziale Komponenten, wie Empathie, Frustrationstoleranz und Durchhaltevermögen, nur schwer entwickeln können. Genau daran arbeiten wir gemeinsam“, sagt Conny Gerson.



Was das konkret bedeutet, erfährt Conny Gerson bereits an ihrem „ersten Schultag“, als im Klassenzimmer Stühle fliegen. „Die erste Zeit ist die knackigste, da testen die Schüler, ob du eine stabile Person bist und ob es sich lohnt, in eine Beziehung zu treten. Nur durch Vertrauen und diese Beziehung kommen wir überhaupt mit den Lerninhalten weiter“, sagt Ger-

son. Einen fachlichen Sprung machte sie im Jahr 2018, als sie eine Ausbildung zur Deeskalationstrainerin an der Akademie Schloss Liebenau besuchte. Der Ansatz der gut siebenmonatigen Ausbildung besteht darin, dass die beste Deeskalation die ist, die gar nicht benötigt wird. „Je besser wir mit Gefahrensituationen und deren Entstehung umgehen können, umso eher vermeiden wir psychische und physische Verletzungen auf beiden Seiten“, sagt Gerson.

Als eine von 14 Teilnehmerinnen wurde auch Conny Gerson von den Dozenten regelmäßig an den Rand ihrer Komfortzone gebracht – und darüber hinaus. Die intensive Konfrontation gehört zum Konzept der vom Institut Professionelles Deeskalationsmanagement (ProDeMa) konzeptionierten Ausbildung. Den Arbeitsalltag erleichtern aber schon simple Kniffe. „Am Anfang haben wir Gesprächstechniken gelernt, die ich in der Schule gleich angewendet habe. Wenn man Wege kennt, Diskussionen zu umgehen, ohne seinen Standpunkt zu verlassen, bleibt auch der Konflikt aus“, sagt Gerson. Mit Empathie statt Konfrontation geht sie nun dem obligatorischen „Battle“ mit dem Rapmusik-Fan aus dem Weg, der regelmäßig den Schulhof beschallt hat. „Wenn ich ihm sage: ‚Coole Musik hörst du da, aber die Kleineren dürfen sowas doch gar nicht hören‘, wird die Musik runtergedreht.“

Im Zweifel sei es auch völlig okay, aus einer Situation herauszugehen, wenn die Emotionen hochschlagen. „Ich nehme das nicht persönlich, und es zeigt mir, dass eine Beziehung da ist, die demjenigen erlaubt, sich gehen lassen zu können. Wir brauchen anschließend aber auch die Zeit, den Konflikt zu klären und aufzufangen.“ Als zertifizierte Deeskalationstrainerin darf Conny Gerson ihr Wissen um die Strategien zur Konfliktvermeidung nun an das Kollegium der Don-Bosco-Schule weitergeben. Die erfahren dann, wie sie ihren persönlichen „Methodenkoffer“ sinnvoll erweitern können, genauso ist aber die Erkenntnis erlaubt, dass auf dem Hegenberg bereits über viele Jahre eine Menge richtig gemacht wird. (dk)

Gewalt – nein danke!

Anti-Gewalt-Konzept greift im Berufsbildungswerk

Kein Platz für Gewalt, Mobbing und Sachbeschädigung: Das Ravensburger Berufsbildungswerk (BBW) der Stiftung Liebenau tut stattdessen viel für ein faires und friedliches Miteinander – mit Erfolg.

„Wir wollen, dass ihr euch hier sicher fühlt.“ Diese Botschaft richtet Oliver Schweizer, Leiter der Abteilung Bildungsbegleitung, bei jeder Aufnahmefeier an die versammelten Neuankömmlinge. Das heißt: „Gewalt hat bei uns keine Chance!“ Und bei diesen eindringlichen Worten bleibt es nicht. Das BBW lässt sich den Verzicht auf jegliche Gewalt von seinen Azubis auch schriftlich geben. Jeder Jugendliche muss zum Start seiner Maßnahme eine entsprechende Vereinbarung („Gewalt – nein danke!“) unterschreiben und damit die „Regeln für ein gewalt- und aggressionsfreies Lernen, Wohnen und Arbeiten“ anerkennen: Weder körperliche noch sprachliche, seelische oder sexuelle Gewalt wird akzeptiert. Auch ein „Nein“ zu Sachbeschädigungen steht in diesem Vertrag.

Das Papier ist ein erster symbolischer Bestandteil der Anti-Gewalt-Konzeption des Berufsbildungswerkes. Dort legt man schon während der Berufsvorbereitung viel Wert auf die Förderung sozialer Kompetenzen und einen rücksichtsvollen Umgang mit anderen Menschen im Alltag. Auch später in der Ausbildung wird Gewaltprävention groß geschrieben. Gemeinsame Aufwärmstage mit erlebnispädagogischen Elementen legen die Grundlage für ein faires Miteinander. „Und wenn wir gewaltbereite Jugendliche unter unseren Teilnehmenden identifizieren, dann werden wir aktiv und reden mit ihnen“, erklärt Oliver Schweizer. Und wenn erforderlich, wird ihnen ein Antiaggressivitätstraining verordnet. Speziell geschulte Mitarbeitende arbeiten dann mit den jungen Menschen. Die müssen ihren guten Willen zeigen, sonst haben sie ein echtes Problem. Denn die klare Ansage lautet: „Wenn ihr nicht mitmacht, werfen wir euch raus.“

So weit kommt es aber sehr selten. Meist wirkt der Warnschuss, und die betroffenen Jugendlichen bekommen rechtzeitig die Kurve. Das Anti-Gewalt-Konzept – es umfasst unter anderem auch noch Präventivprogramme gegen Online-Mobbing oder Fremdenfeindlichkeit – wirkt also. „Wir haben hier ein gutes Miteinander“, sagt Schweizer stolz. Wenig Gewaltausbrüche, wenig Vandalismus, kein raues Schulhofklima wie vielleicht anderswo. Im Vergleich zu so manch anderer beruflicher Einrichtung oder Schule stehe man da sehr gut da, findet Schweizer. Und das, obwohl das BBW eine immer anspruchsvollere Klientel betreut: zum Beispiel Jugendliche mit psychischen Störungen, deren Belastbarkeit und Konfliktfähigkeit oft geringer ist und die dann vielleicht in Stresssituationen auch mal schneller „austicken“ oder sich selbst verletzen. Auch hier greift das Know-how des BBW. So bietet der hauseigene psychologische Fachdienst Gruppentrainings und Einzelcoachings an. Eine wichtige Rolle spielen nicht zuletzt Schweizers Kolleginnen und Kollegen von der Bildungsbegleitung mit ihrem guten Draht zu den jungen Menschen, denen sie während ihrer ganzen Zeit im BBW als erste Ansprechpartner zur Seite stehen – und ihnen auch mal bei privaten Problemen aus der Patsche helfen.

Das BBW – ein friedliches Pflaster also? Wenn man sich bei den Jugendlichen auf dem Pausenhof umhört, bestätigt sich dieser Eindruck. Negative Erfahrungen mit Gewalt? „Nein“, meint ein 20-jähriger Zimmerer-Azubi: „Klar gibt es Leute mit einer großen Klappe, aber da steckt meistens nichts dahinter.“ Und ein 19-jähriger betont: „Ich fühle mich absolut sicher hier.“ Und wenn mal was sein sollte, „dann wissen wir, zu wem wir gehen können“. Zwei Stimmen, die durchaus repräsentativ sind. Laut einer aktuellen Teilnehmerumfrage stehen zum Beispiel rund 80 Prozent der BBW-Jugendlichen zu der Aussage: „Im Alltag erfahre ich Respekt und fühle mich auf Augenhöhe mit meinen Mitmenschen.“ (ck)



Acht Gaben sollst du haben

Das brauchen Mitarbeitende, wenn sie in ihrer Arbeit mit Gewalt konfrontiert sind

Acht Gaben haben Hubert Gärtner, Psychologischer Fachdienst, und Stephan Becker, Heilpädagogischer Fachdienst, identifiziert. Beim Fachtag „Hilfe – Gewalt!“ im Februar 2018 stellten sie diese Gaben vor, frei nach einem Lied des Liedermachers Gerhard Schöne: **Geduld, Stolz, Balance, Frechheit, Geheimnis, Traum, Mut und Zusammenhalt.**

Geduld: Gewalt beschleunigt Prozesse, schafft Fakten. Aktionismus und hektisches Mitagieren sind aber keine Ansätze, wenn Jugendliche sich wiederholt unbeherrscht und bedrohlich zeigen. Um größeren Schaden zu vermeiden, ist in der akut bedrohlichen Situation beherztes, schnelles und deeskalierendes Verhalten enorm wichtig.

Stolz: Erlebnisse und Rückmeldungen, die uns stolz machen, stärken unsere Eigenständigkeit. In der pädagogischen Arbeit treffen Mitarbeitende jedoch häufig auf Zwangskontexte und Anforderungen von außen. Klar vereinbarte Grenzen und transparente Handlungswege schützen dabei sowohl Klienten als auch Mitarbeiter. Was auszuhalten geht, bestimmen Mitarbeitende, nicht andere.

Balance: Die Vermittlung von Nähe und Distanz ist Voraussetzung für die pädagogische Arbeit mit Betreuten. Fachkräfte müssen sich ihrer professionellen Rolle einerseits bewusst

sein und sich andererseits auf Jugendliche mit Behinderungen auf emotionaler und persönlicher Ebene einlassen. Dieser Konflikt zeigt sich besonders deutlich beim Umgang mit Gewalt.

Frechheit: Der kreative und freche Umgang mit den Symptomen einer Störung, mit Situationen, in denen Fachkräfte scheinbar ausweglos mit Gewalt konfrontiert werden, kann durchaus angebracht sein. In Bezug auf die Dynamik einer eskalierenden Situation mag eine unkonventionelle Art etwa das Entfernen aus der Situation sein. Auch Humor, eventuell eine direkte Ansprache oder Ignorieren können eine Veränderung bewirken.

Geheimnis: Für jede Erziehungsabsicht ist das Vertrauen in die Ressourcen des Anderen unbedingte Voraussetzung. Mit heilpädagogischen und therapeutischen Angeboten lässt sich Entwicklung zwar in Gang bringen. Diese wird sich jedoch nie gleichförmig fortsetzen: Scheitern, Aufgeben und Zurückfallen sind unvermeidbare Kennzeichen jeder Entwicklung.

Traum: Das Leben mancher Klienten scheint überladen mit Misserfolgen, Missverständnissen oder Zurückweisungen. Zuwendungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern stoßen nicht selten auf Ablehnung. Das Gefühl des Misstrauens kann ansteckend sein. Um diese Dynamik zu erkennen, braucht es besondere Feingefühligkeit und fachliche Reflektion. Veränderung ist nur zu erreichen, wenn Perspektiven und lohnende Ziele gefunden werden.

Mut: Sich zur Vermeidung von Gewalt-Eskalationen rechtzeitig Hilfe zu holen, klingt zwar banal und selbstverständlich. Dennoch erfordert das Eingeständnis der eigenen Angst, das Anerkennen von eigenen Grenzen oder die Reflexion von Verstrickung besonderen Mut.

Zusammenhalt: Zusammen etwas auszuhalten, Lösungen zu finden und erzieherische Erfolge zu erzielen, ist für ein Wohngruppenteam allein oft nicht möglich. Mehrere Stellen müssen eingeschaltet werden, die ihre Kompetenzen mit einbringen. Neben den Beteiligten wie Eltern, Sozial- und Jugendamt sind womöglich auch Psychiatrische Praxen für Kinder und Jugendliche, Kliniken oder Beratungsstellen sowie die superviso- rische Betreuung der Teammitglieder eine sinnvolle Erweiterung. (ao)

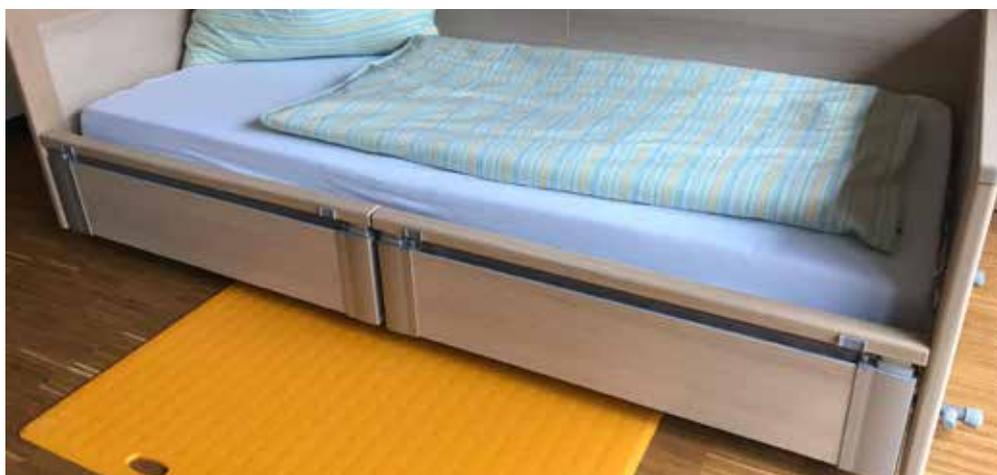


Zusammenhalt im Team und die Kompetenzen anderer Stellen sind wichtig für erzieherische Erfolge.

Autonomie: aber sicher

Bewegungsfreiheit durch technische Innovation

Im Alter möchten Menschen so lange wie möglich ihre Autonomie behalten, ihr Leben selbstbestimmt gestalten. Abnehmende körperliche oder auch geistige Kräfte machen das aber zunehmend schwieriger. Für Angehörige wie für Pflegeprofis stellt sich dann häufig die Frage, was schwerer wiegt: der Respekt vor dem Autonomiebedürfnis oder der Schutz vor Gefährdung.



Notruf-Tags oder Niederflurbetten mit Sensormatten helfen beim Erhalt der Bewegungsfreiheit.

Die Szenen sind bekannt: Eine an Demenz erkrankte Seniorin verlässt auf der Suche nach dem alten Zuhause immer wieder das Pflegeheim, findet aber weder den Weg dorthin noch wieder zurück ins Heim. Oder der alte Herr, der schon mehrmals beim nächtlichen Aufstehen aus dem Bett gefährlich gestürzt ist. Statt verschlossener Haustüren oder Bettgittern gibt es heute eine Reihe von technischen Systemen, die helfen können, so viel Bewegungsfreiheit wie möglich zu erhalten. Im Folgenden sind einige Beispiele aus deutschen und österreichischen Häusern der Pflege dargestellt.

Pflegebetten sind meist vom Werk aus mit einem hochziehbaren Bettseitenschutz ausgestattet. Sie dienen dem Schutz der Betroffenen, werden aber von vielen als drastische Freiheitseinschränkung erlebt. Ihr Einsatz bedarf daher der gerichtlichen Genehmigung (siehe auch S. 14). Heute werden sie so gut wie nie mehr hochgezogen. Stattdessen wurden moderne Niederflurbetten angeschafft, die geringere Höhe reduziert Sturzfolgen.

Damit sich Bewohnerinnen und Bewohner nicht verlaufen, gibt es in den österreichischen Häusern der Pflege Weglaufschutz-Systeme an den Haupteingängen. Pflegekräfte werden über die Rufanlage automatisch informiert, wenn jemand das Haus verlassen möchte, und können diese Person dann beglei-

ten. Eine ähnliche Funktion haben so genannte „Alarm-Matten“, die vor die Zimmertür gelegt werden. Auch digitale Technologie in der Pflege nimmt zu. So wird zum Beispiel gerade der intelligente Rollator RABE entwickelt, der autonom kurze Strecken zurücklegen und bei Steigungen unterstützen kann. Dieser Rollator könnte zum Beispiel nachts selbsttätig zum Bett heranzufahren, wenn jemand zum Toilettengang aufstehen muss. Mithilfe der Einblendung visueller Hinweise (mit Lasern auf den Boden projizierte Linien) könnten Parkinson-Patienten Gehblockaden überwinden. An dem Projekt, das aus Drittmitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung finanziert wird, sind Partner aus Industrie, Wissenschaft und Praxis beteiligt. Die Stiftung Liebenau erprobt die Prototypen in ihrem Haus der Pflege St. Josef in Meckenbeuren-Brochenzell.

Im Bereich des *Service-Wohnens* können inzwischen so genannte Smart-Home-Systeme eingebaut werden. Neben einer automatischen Herdabschaltung, einem automatisch einschaltenden Wegelicht und einem Notruftaster am Bett können Sensoren weitere Informationen übermitteln: etwa eine individuell ungewöhnliche Bewegungsaktivität oder keine Rückkehr ins Bett in der Nacht. Für solche Fälle kann dann eine entsprechende Reaktion vereinbart werden. (hr)



Freiheit hat manchmal Grenzen

In Deutschland leben Menschen frei und selbst-bestimmt.
 Der eigene freie Wille ist ein wichtiger Wert.
 Das ist im deutschen Grund-Gesetz geregelt.
 Auch für die Stiftung Liebenau ist Selbst-Bestimmung wichtig.
 Begleitete Menschen leben hier möglichst selbst-bestimmt.
 In sehr schwierigen Lagen nimmt man Menschen die Freiheit.
 Das ist zu ihrem eigenen Schutz.
 Manchmal ist es zum Schutz für andere.



Zum Beispiel vergessen Menschen mit Demenz viel.
 Manchmal suchen sie ohne Erfolg den Weg zum Pflege-Heim.
 Oder sie tun sich mit dem Verkehr schwer.
 Dann ist ihre Gesundheit sehr gefährdet.



Manchmal verletzen sich psychisch kranke Menschen selbst.
 Manchmal schlagen sie auch die Mitarbeiter.
 Dann kommen sie zum Beispiel in einen geschlossenen Raum.
 Das kommt manchmal in der St. Lukas-Klinik vor.
 Aber die Person kann trotzdem Nähe zu Mitarbeitern haben.
 Dafür sind zum Beispiel Gitter in der Tür.



Man darf Menschen nur selten die Freiheit nehmen

Dafür muss zum Beispiel ein Heim unbedingt ein Gericht fragen.
 Es darf nie selbst darüber bestimmen.
 Die Richterin Sigrid Scharpf kennt sich gut mit dem Gesetz aus.
 Als Richterin hat sie immer gute Lösungen mit Heimen gefunden.
 Betroffene Menschen haben sich weiterhin frei bewegt.



Jugendliche testen Mitarbeiter

Conny Gerson arbeitet als Schul-Sozial-Arbeiterin.
 Sie arbeitet im Fach-Zentrum für Kinder und Jugendliche.
 Ganz wichtig ist hier das Vertrauen zueinander.
 Am Anfang haben die Schüler Conny Gerson getestet.
 Zum Beispiel haben sie mit Stühlen geworfen.
 Sie haben wissen wollen:
 Kann man zu Conny Gerson Vertrauen haben.
 Conny Gerson hat eine weitere Ausbildung gemacht.
 Das schwere Wort heißt: Deeskalations-Trainerin.
 Als Trainerin verhindert sie aggressive Sachen von Anfang an.



Auszubildende unter-schreiben einen Vertrag

Im Berufs-Bildungs-Werk machen junge Menschen eine Ausbildung.
 Zusammen-leben ohne Gewalt ist allen wichtig.
 Dazu gehört ein rücksichts-voller Umgang.
 Mitarbeiter sollen soziale Fähigkeiten von den Jugendlichen fördern.
 Manche Jugendliche haben große Probleme.
 Aber bei der Aufnahme unter-schreiben alle einen Vertrag.
 Darin steht:
 Gewalt hat im Berufs-Bildungs-Werk keine Chance.
 Alle Schüler halten sich daran.



Mitarbeitende brauchen viele Gaben für ihre Arbeit.
 Das sind zum Beispiel: Geduld, Stolz, Mut.
 Wichtig ist auch der Zusammen-Halt.
 Dann schaffen sie gemeinsam eine Atmosphäre ohne Gewalt.



Stiftung Liebenau Teilhabe und Familie

Die Menschen sind ihm wichtig



Der 14-jährige Tim hat sich für ein Schulpraktikum in der Kreativwerkstatt Rosenharz der Stiftung Liebenau entschieden: Ihm ist der Umgang mit Menschen wichtig. Das Orientierungspraktikum in den 8. Klassen des Bildungszentrums Bodnegg jeden Dienstagnachmittag dauert ein Jahr.

15 Frauen und Männer mit hohem Unterstützungsbedarf werden in der Tagesförderstätte beschäftigt. Der Schüler kennt die Künstler und weiß längst: Nicht jeder Tag ist gleich. Mal sind sie ausgeglichen, mal sind sie ihren Gefühlswelten ausgeliefert. Dann verschließt sich der eine, andere müssen sich bewegen oder unentwegt reden. Tim hat gelernt, auf die Bedürfnisse der Künstler zu hören. Beeindruckend gelassen ist sein Umgang mit den Frauen und Männern, die oft rast- und ruhelos sind: „Die Menschen sind mir wichtig.“

Liebenauer Arbeitswelten

Sie weiß, was sie kann

Vier bis zehn Grad Celsius – wärmer wird es am Arbeitsplatz von Michaela Müller nicht. Der 24-Jährigen macht das nichts. „Ich bin gut eingepackt und friere nicht so schnell“, erklärt sie, während sie beherzt in die Kiste mit frischen Äpfeln vom Liebenauer Landleben greift. Zwei Kilo wurden bestellt. Dazu drei Stück Kohlrabi, ein Kilo Karotten und ein Kilo Tomaten. Die junge Frau zählt und wiegt alles ab, kontrolliert nochmals die Bestellung und legt den Lieferschein in die Box. „Wenn etwas nicht da ist, schreibe ich mir das auf und gebe einer Kollegin Bescheid. Sie informiert dann die Wohngruppen.“

Zwei Mal pro Woche arbeitet sie in der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen (WfbM) der Stiftung Liebenau im Kühlraum und kommissioniert Obst und Gemüse für die Wohngruppen. Der Arbeitsplatz erfordert Konzentration über mehrere Stunden: Vom Lesen der Bestellscheine über das Beschriften der Boxen und das Abwiegen bis hin zur Qualitätskontrolle und der Meldung von Fehlmengen. Abschließend muss alles aufgeräumt und saubergemacht werden. „Michaela macht das klasse. Sie arbeitet sorgfältig und sehr gewissenhaft, und wenn ihr etwas nicht passt, sagt sie das klar und deutlich. So können wir gemeinsam nach Lösungen suchen“, sagt Sibylle John, Gruppenleiterin der WfbM im Catering. Neu ist der Arbeitsplatz nicht. Eine Mitarbeiterin war bislang für das Kommissionie-



ren zuständig. „Umso mehr freut es uns, dass nun eine Werkstatt-Beschäftigte die anspruchsvolle Aufgabe eigenverantwortlich erledigt. Es ist gelungen, einen weiteren, attraktiven Arbeitsplatz nah am Kunden zu ermöglichen“, so John.



Eine besondere Zeitschrift erscheint

Im Mai gibt es eine besondere Zeitschrift.

Sie heißt: **wir mittendrin**.

Sie ist von Menschen mit und ohne Behinderungen gemacht.

Sie schreiben über ihr Wohnen und Leben.

Und sie schreiben über ihre Arbeit.

Sie berichten auch über ihre Freizeit.

Und: Sie schildern ihre Wünsche.

Eine Frau beschreibt das Zusammen-Leben von Nachbarn.

Von Nachbarn mit und ohne Behinderungen.

Die **wir mittendrin** gibt es 2 Mal im Jahr.

Menschen bekommen sie mit der Schwäbischen Zeitung.

Die **wir mittendrin** bestellt man auch unter Telefon-Nummer 0 75 42 – 10 20 33.



Liebenaauer Arbeitswelten

Interessiert an regionaler Industrie



Seit gut 15 Jahren treffen sich Beschäftigte der Liebenaauer Arbeitswelten einmal jährlich mit MTU-Azubis der Rolls-Royce Power Systems AG aus Friedrichshafen. Im Rahmen ihrer „sozialpädagogischen Woche“ waren die Auszubildenden verschiedenster Fachrichtungen bisher stets in den Liebenaauer Arbeitswelten für Menschen mit Behinderungen zu Gast: bisher immer ein wertvoller Erfahrungsaustausch für alle Beteiligten. Da einige der Beschäftigten großes Interesse bekundet haben, auch einmal die Werke in Friedrichshafen mit eigenen Augen zu sehen, dachte sich der MTU-Auszubildende Aljoscha

Krippel: Warum den Spieß nicht einfach umdrehen? Sein Ausbilder, Hilmar Hickethier, zeigte sich sofort begeistert und machte sich an die Umsetzung. „Viele Jahre durften wir das Miteinander und die Wertschätzung in Liebenaau erfahren, da ist es doch nur fair, wenn wir nun unsererseits einladen“, so Hickethier. Nun durften die Auszubildenden des ersten Lehrjahres selbst in die Ausbilderrolle schlüpfen und einem Menschen mit Handicap ihre Maschinen erklären. In Teamarbeit wurde ein Schloss hergestellt, das die Gäste mit nach Hause nehmen durften.

Stiftung Liebenau Teilhabe und Familie

Neu: Informationsstelle zum Bundesteilhabegesetz

Das neue Bundesteilhabegesetz (BTHG) rückt den Menschen mit Behinderungen mit seinen Wünschen und Bedürfnissen in den Mittelpunkt. Es steht für einen Paradigmenwechsel weg von einer pauschalen Vergütung hin zur individuellen Bedarfsermittlung und den entsprechenden Vergütungen. Dafür ist eine Reihe von Veränderungen bei Abläufen und Prozessen nötig. Vieles ist noch nicht abschließend geklärt. Die Stiftung Liebenau arbeitet intensiv bei der landesspezifischen Ausgestaltung des neuen Gesetzes mit und unterstützt Angehörige und gesetzliche Betreuer bei ihren Anliegen und Fragen. Diese erhalten Auskunft bei der

BTHG-Informationsstelle, Julia Pfau, Telefon 07542 10-2034, E-Mail: julia.pfau@stiftung-liebenau.de.



Stiftung Liebenau Pflege und Lebensräume

Dr. Albert-Moll-Haus füllt sich mit Leben

Nach zwei Jahren Bauzeit war es soweit: Das Dr. Albert-Moll-Haus im Quartier St. Johann in Tettngang war Anfang Mai bezugsfertig. In enger Zusammenarbeit mit der Stadt Tettngang hat die Stiftung Liebenau das Haus für pflegebedürftige Menschen gebaut. Neben modernen Einzelzimmern für 45 Bewohnerinnen und Bewohner gibt es im Haus zehn Heimgebundene Wohnungen für Senioren. Das Novum der Wohnungen: Sie sind mit digitaler Technik ausgestattet, die die Selbstständigkeit der Mieter langfristig erhalten helfen soll. Das neue Haus befindet sich in guter Gesellschaft, nämlich in direkter Nachbarschaft zu

dem bestehenden Haus St. Johann und den „Lebensräumen für Jung und Alt“.

Älteren Bürgern aus Tettngang und Umgebung bietet es die Chance vor Ort im gewohnten Umfeld und in der Nähe ihrer Freunde und Familien zu bleiben. Baulich passt sich das neue Gebäude gut ein in die Umgebung und bereichert den Tettnganger Ortsteil auch städtebaulich.

Die Stiftung Liebenau hat insgesamt 8,7 Millionen Euro für den Bau des Hauses investiert. Die Deutsche Fernsehlotterie hat ihn mit einem Zuschuss von rund 250.000 Euro unterstützt.



Stiftung Liebenau Teilhabe und Familie

Mobiles Teilhabezentrum in Spaichingen

Ein innovatives Zentrum, das die Teilhabe am Arbeitsleben für Menschen mit Behinderungen fördert, eröffnete die Stiftung Liebenau Anfang März mitten in Spaichingen. Ziel ist, für 48 Personen mit Unterstützungsbedarf wohnortnahe Beschäftigungsangebote zu schaffen. Insbesondere erwachsene Menschen mit geistigen, körperlichen und/oder psychischen Beeinträchtigungen, die bisher in einer klassischen Werkstatt für Menschen mit Behinderungen (WfbM) gearbeitet

haben, bietet sich nun auch die Möglichkeit, durch flexible und durchlässige Angebote einen Weg in den allgemeinen Arbeitsmarkt zu finden. Damit dies gelingt, braucht es, neben den Unternehmen und Betrieben vor Ort und einer Reihe von Fach- und Hilfskräften, auch Unterstützung durch FSJ-ler und Ehrenamtliche.

Nähere Informationen: Telefon 07721 2068269 oder E-Mail: barbara.reichstein@stiftung-liebenau.de.

Stiftung Liebenau Pflege und Lebensräume

Königsmoos: Alt und Jung unter einem Dach

Die „Lebensräume für Jung und Alt“ der Stiftung Liebenau in Königsmoos wurden Anfang Februar feierlich eingeweiht. Das Wohnprojekt bringt Menschen unterschiedlichen Alters unter einem Dach zusammen und stärkt somit das Miteinander der Generationen. Neben Bürgermeister Heinrich Seißler waren der Landtagsabgeordnete Matthias Enghuber und der Stellvertretende Landrat Alois Rauscher vor Ort. Nach einem ökumenischen Gottesdienst segneten Pfarrer Thomas Pendanam und Pfarrerin Cornelia Dölfel das Mehrgenerationenhaus. Neben den zwölf Wohnungen der 20 Bewohner im Alter von vier bis 85 Jahren bietet das Haus auch Gemeinschaftsräume für die ganze Gemeinde. Seißler zeigte sich erfreut, dass die Räumlichkeiten jetzt mit Leben gefüllt sind. Die seit über zehn Jahren erfolgreichen Lebensräume im nahen Oberhausen haben die Entscheidung beeinflusst.



Stiftung Liebenau Pflege und Lebensräume

„Pflegelotsen“ informieren ganz individuell



Wer Informationen rund um das Thema Pflege sucht, kann bei den vielen Einträgen im Internet schnell den Überblick verlieren. Auch bei den offiziellen, überregionalen Beratungsstellen gibt es meist keine individuellen, passgenauen Lösungen. Hilfestellung bieten hier seit dem vergangenen Jahr die Gemeinwesenarbeiterinnen der Stiftung Liebenau. Neben

ihrer Funktion als Moderatorin in den Wohnanlagen „Lebensräume für Jung und Alt“ übernehmen sie nun auch die Rolle eines „Pflegelotsen“ und informieren bei ersten Fragen zur Pflege. Gemeinwesenarbeiterin Sabine Jung-Baß beriet bislang Bewohner der Lebensräume über Pflegemodelle und war im Auftrag der Gemeinde Immenstaad mit für die Seniorenberatung zuständig. Als Pflegelotsin hilft sie nun den Bürgerinnen und Bürgern weiter. Interne Statistiken ihres Hauses belegen, dass die Zahl der Informationsgespräche in den letzten Jahren in dem mittlerweile hochkomplexen System der Altenhilfe kontinuierlich angestiegen ist.

Stiftung Liebenau Gesundheit

Dr. Barrett übernimmt Aufgaben als Chefarzt



Die St. Lukas-Klinik hat Dr. Brian Fergus Barrett (Mitte) zum Chefarzt ernannt. Er leitet jetzt die Abteilung für Stationäre Psychiatrie und Psychotherapie des Erwachsenenalters. Dr. Barrett war bisher schon als Leitender Oberarzt in die Führung der Abteilung eingebunden. Er ist seit 2011 in der St. Lukas-Klinik tätig, die auf die medizinische Versorgung von Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen und Entwicklungsbe-

hinderungen spezialisiert ist. Zuvor leitete er eine Station des Berliner Behandlungszentrums für Menschen mit geistiger Behinderung und psychischen Erkrankungen. „Er hat insbesondere den sozio-emotionalen Entwicklungsansatz (SEO) durch die Gründung des Forschungsnetzwerks NEED (Network of Europeans on Emotional Development) vorangebracht“, würdigt Geschäftsführerin Irmgard Möhrle-Schmäh seine Leistungen.

„Es ist mir seit langem ein Anliegen, die psychiatrische und psychotherapeutische Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung zu verbessern“, sagt der 48-Jährige. Deshalb engagiert er sich als Lehrbeauftragter in klinischer Heilpädagogik an der KH Freiburg und als Co-Leiter des Referats „Geistige Behinderung“ der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN). Darüber hinaus ist Dr. Barrett Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Seelische Gesundheit bei Geistiger Behinderung (DGSG) und der European Association for Mental Health in Intellectual Disabilities (EAMHID).

Stiftung Liebenau Bildung

Absolventen verabschieden sich ins Berufsleben



Ob Küche, Industrie oder Handel – Fachkräfte sind gesucht. Im Berufsbildungswerk Adolf Aich (BBW) in Ravensburg freuten sich Ende Februar insgesamt 25 Absolventinnen und Absolventen über den erfolgreichen Abschluss ihrer Berufsausbildung. Vier von ihnen erhielten zusätzlich einen Sonderpreis für besondere Leistungen oder eine außerordentliche Entwicklung. Viele Hände gingen nach oben, als BBW-Geschäftsführer

Herbert Lüdtkke fragte, wer bereits einen Arbeitsvertrag in der Tasche habe. Die Absolventenquote von 94 Prozent nannte er erfreulich hoch. Mit dem Ende der Ausbildung sei ein bedeutender Punkt erreicht. „Sie ist wichtig, damit man sich in unserer komplexen Gesellschaft gut weiterbewegen kann“, betonte Lüdtkke und forderte die Frauen und Männer dazu auf, die nächsten Schritte ins Berufsleben mutig weiterzugehen.



Wir sagen Danke!

Geschwister rücken in den Mittelpunkt

Wenn es um Aufmerksamkeit, Zuwendung und persönliche Wünsche geht, haben Geschwister von Kindern mit Behinderungen oder schwerer Erkrankung oft das Gefühl, zu kurz zu kommen. Rücksicht zu nehmen auf die Schwester oder den Bruder ist Teil ihres Lebens, und nicht selten fühlen sie sich überfordert. Bei den Angeboten der Geschwisterzeit stehen sie mit ihren eigenen Bedürfnissen im Mittelpunkt. Es geht um ein präventives Angebot, bei dem die Geschwisterkinder gemeinsam etwas Schönes erleben.

Der Lions Club Friedrichshafen spendete 10.000 Euro an die Geschwisterzeit. Organisiert wird sie in Kooperation vom Liebenauer Netzwerk Familie, der St. Jakobus Behindertenhilfe, der St. Elisabeth-Stiftung und vom Malteser Hilfsdienst.

Spielen macht Spaß

In Hegenberg nimmt das neue sozialtherapeutische Wohnheim der Stiftung Liebenau langsam Gestalt an. Wo aktuell noch Bagger und weiteres schweres Gerät im Einsatz sind, entsteht mit Hilfe von Spenden ein Garten, der Spiel und Spaß ermöglicht und gleichzeitig auch einen Rückzugsort bietet. Einen Spendenscheck über 1.000 Euro hat Martin

Bloching, Geschäftsführer des Locher Malerbetriebs, mit Sitz in Tettnang und Berg (bei Ravensburg) übergeben. Neben einem „Wasserspielplatz“ mit Sandkasten, einer Nestschaukel und einer Tischtennisplatte gehören auch eine Grillstelle, mobile Fußballtore und Gartenmöbel zum künftigen Garten für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen und einer kognitiven Beeinträchtigung.

Kindernachsorge entlastet zu Hause

Im Krankenhaus sind Frühchen und kranke Kinder gut versorgt. Die Eltern freuen sich aber auch, wenn es endlich nach Hause geht. Die erste Zeit im häuslichen Umfeld ist aber oft von Unsicherheiten geprägt.

Die Kindernachsorge der Stiftung Liebenau unterstützt Eltern dabei, mit der Erkrankung ihres Kindes im häuslichen Umfeld zurechtzukommen. Der Inner Wheel Club Ravensburg, Teil der weltweit größten Frauen-Service-Organisation, spendete 2.400 Euro an den Dienst. In Kooperation mit der Oberschwaben Klinik und dem Klinikum Friedrichshafen bietet er seit zehn Jahren Hilfen für Familien mit Frühgeborenen sowie chronisch- und schwerstkranken Kindern im Landkreis Ravensburg und im Bodenseekreis.

Freude
inklusive

Ihre Spende für die Stiftung Liebenau

Spendenkonto Sparkasse Bodensee
IBAN: DE35 6905 0001 0020 9944 71
BIC: SOLADES1KNZ

Impressum

Anstifter

Auflage: 8 500

Herausgeber:
Stiftung Liebenau

Redaktion:
Helga Raible (hr); verantw., Anne
Oschwald (ao), Daniel Krüger (dk),
Susanne Droste-Gräff (sdg)

Stiftung Liebenau
Siggenweilerstraße 11
88074 Meckenbeuren
Tel. 07542 10-1238
E-Mail: helga.raible@
stiftung-liebenau.de

Druck:
Siegl Druck und Medien
GmbH & Co. KG, Friedrichshafen

Autoren in dieser Ausgabe:
Bernhardt Preusche (bp), Ruth Eber-
hardt (rue), Christof Klaus (ck)

Die Texte in Leichter Sprache (S. 20,
21, 23) wurden übersetzt von Anne
Oschwald und geprüft von der Prü-
fergruppe der Stiftung Liebenau.
Piktogramme: METACOM Symbole ©
Annette Kitzinger

Bildnachweise: Gundula Krause (S.
1), Marco Mehl (S. 3), Daniel Krüger
(S. 4, 7, 8, 16), fotolia (S. 5), Susanne
Droste-Gräff (S. 6, 11), Nina Bohle (S.
7), Planungsbüro Ernst (S. 8), Felix
Kästle (S. 12, 14), Ruth Eberhardt (S. 15,
26), Christof Klaus (S. 17, 26), Gerhard
Unger (S. 18), Stiftung Liebenau (S. 19,
22, 23, 24, 25), Lioba Scheidel (S. 22),
Anne Oschwald (S. 24), Claudia Wörner
(S. 27), privat (S. 28).

Spot an!



Ihre Meinung ist gefragt, Frau Gabrielyan

Sona Gabrielyan, 29 Jahre, ledig, seit August 2014 bei der Stiftung Liebenau, Jugend- und Heimerzieherin, aktuell tätig in der Wohngruppe Kolumban 02 im Fachzentrum Hegenberg

Mein erster Tag in der Stiftung Liebenau ... Ich kam als europäische Freiwillige nach Deutschland. Frisch gelandet, wurde ich von meiner Mentorin abgeholt. Sie zeigte mir kurze Zeit später mein Appartement im Personalwohnheim Hegenberg. Alles war sehr eindrucksvoll.

An meiner Tätigkeit gefällt mir besonders, ... die Beziehungsarbeit... ich bin gerne für die Jugendlichen da.

Wenn ich nicht in der Stiftung arbeiten würde, ... würde ich vermutlich in Armenien Englisch oder Deutsch als Fremdsprache unterrichten oder wäre Yogalehrerin!

Wenn Sie nicht arbeiten: Wie ist Ihr Tag perfekt? Ausschlafen, eine Stunde Yoga machen und ein selbstgemachtes Frühstück genießen – während ich mit meiner Mama skype.

Mein Lebensmotto heißt: Es sind zwei wichtige: Was du denkst, bist du. Was du bist, strahlst du aus. Was du ausstrahlst, ziehst du an." (Buddha). Und: „Nichts ist absolut. Alles verändert sich, alles bewegt sich, alles dreht sich, alles fliegt und verschwindet.“ (Frida Kahlo)

Ein Mensch, mit dem ich gern einmal Taxi fahren würde: Frida Kahlo: Ich bewundere sie für ihre

Widerstandsfähigkeit. Als eine starke Frau ist sie mein Vorbild.

Worauf ich auf keinen Fall verzichten möchte: Auf Yoga, Liebe, Freiheit, Loyalität, positives Denken und auf Hoffnung.

Was ich besonders gut kann, ist ... Analysieren und Organisieren. Aber genauso für andere da zu sein und ihnen zuhören.

Diese Fähigkeit würde ich gern besitzen: Ich würde gerne ein Musikinstrument spielen können: Gitarre oder Klavier.

Religion bedeutet für mich ... Haltung.

An der Stiftung Liebenau schätze ich ... Viele Menschen – egal aus welcher Nation oder Kultur – können in der Stiftung Liebenau ihr Zuhause oder ihre Berufung finden.

Mit meiner Arbeit möchte ich erreichen, dass ... die Kinder oder Jugendlichen Sicherheit in ihrem Alltag haben, dass sie sich in der Wohngruppe wohl und zufrieden fühlen können.

Soziale Berufe sind ... für viele Menschen Zugang zu sich selbst.